

Der Kältepol der Grausamkeit

Von Dostojewski zu Solschenizyn: der Gulag und die Literatur

Von Ulrich M. Schmid

In Russland gibt es eine besondere Repressionskultur, die den politischen Verbrecher nicht mit minimaler, sondern mit maximaler Raumzumessung bestraft. Sowohl die Zaren wie auch die Sowjetführer verschickten Dissidenten zur Zwangsarbeit in die unwirtlichsten Gebiete des Riesenreichs. Intellektuelle, die der grausamen staatlichen Disziplinierung besonders oft zum Opfer fielen, haben ihre traumatischen Erfahrungen in einer eigenen künstlerischen Gattung verarbeitet: der Lagerliteratur. Mittlerweile hat sich dieses Genre so weit etabliert, dass es als integraler Bestandteil der russischen Literaturgeschichte gelten darf.

Im Anfang war Dostojewski. Aus seiner Feder stammt die erste literarische Beschreibung der russischen Katorga, die den Zaren seit dem Ende des 16. Jahrhunderts als Strafinstitution diente. 1849 hatten die Behörden den jungen Dichter als Mitglied eines revolutionären Zirkels verhaftet, von dem allerdings kaum eine politische Bedrohung für den Zarismus ausging. Nach einer traumatisierenden Scheinhinrichtung wurde Dostojewski für acht Jahre nach Sibirien verschickt. Diese Katastrophe schlug zwar eine gewaltige Zäsur in Dostojewskis Biographie; gleichzeitig bedeutete die Katorga-Erfahrung aber auch einen literarischen Neuanfang. Nach der Rückkehr aus der Verbannung versuchte Dostojewski mit zwei satirischen Kurzromanen erfolglos wieder in der Petersburger literarischen Szene Fuss zu fassen. Erst mit den «Aufzeichnungen aus einem Totenhaus» (1859) gelang Dostojewski jener künstlerische Innovationsschub, von dem später auch seine grossen Romane profitieren konnten.

Dostojewski formuliert in seinem Katorga-Bericht kaum Kritik am russischen Strafsystem, sondern zeichnet eine Innenansicht des Sträflingsbewusstseins. Dabei vermeidet er bewusst alle billigen Effekte, die bei diesem Thema leicht zu erzielen wären. Sein Augenmerk richtet sich vor allem auf den unspektakulären Alltag: Essen, Arbeit, Freizeit, Festtage, Krankheit. Das Leben in der Katorga kennt seine eigenen Gesetzmässigkeiten, die aber nur entfernt an das «normale» Leben erinnern. Bereits Dostojewski wendet bei seiner Schilderung der Katorga jenen Kunstgriff an, der später zum dominanten Stilprinzip der sowjetischen Lagerliteratur avanciert: Grausame Szenen werden ohne emotionale Beteiligung des Erzählers wiedergegeben. Besonders abstoßend wirkt die nüchterne Beschreibung einer Foltermethode,

mit der Simulanten im Lazarett überführt werden: Man kneift die Nackenhaut des Gefangenen zusammen, durchsticht sie mit einem Messer, zieht ein Seil durch das Loch und bewegt es täglich, damit die Wunde eitert und schmerzt. Solche Episoden würden an Aussagekraft nur verlieren, wenn Dostojewski sie mit einem Protest verbunden hätte: Der Appell an die Menschlichkeit erscheint als absurder Akt angesichts einer Strafordnung, die den körperlichen Schmerz zur Disziplinierung der Gefangenen einsetzt.

TSCHECHOWS BERICHT

Im Frühjahr 1890 reiste Anton Tschechow zur Sträflingskolonie auf der Insel Sachalin im äussersten Osten Sibiriens. Die Fahrt von Moskau nach Sachalin per Bahn, Schiff und Pferdekutsche dauerte damals fast zwei Monate. Gleich nach seiner Ankunft machte sich Tschechow mit wissenschaftlichem Eifer an die Arbeit: Er besuchte die verschiedenen Siedlungen und Gefängnisse auf der Insel, unterhielt sich mit den Verbannten und führte eigene Statistiken. Tschechows Bericht zeichnet sich durch einen scharfen Blick fürs Detail aus – neben der Darstellung des russischen Strafvollzugs finden auch geographische und ethnologische Beobachtungen Eingang in seine Aufzeichnungen. Tschechow weist auf die fast animalische Dummheit der meisten Verbrechen hin – kaum ein verurteilter Mörder auf Sachalin sei geistig in der Lage, sein blutiges Handeln zu reflektieren oder gar zu erklären. Immer wieder schaltet Tschechow unbeholfene Erzählungen einzelner Häftlinge in direkter Rede in seine Dokumentation ein und erreicht damit einen Effekt höchster Authentizität. Zu den beeindruckendsten Zeilen in Tschechows Sachalinbuch gehört die Schilderung der stickigen Gefängnisluft,

die vor Schweiss, Tabakrauch, Esswarengeruch und Blähungen ein freies Atmen verunmöglicht. Gerade in der schonungslosen Ausformulierung solch scheinbarer Kleinigkeiten liegt die besondere Stärke von Tschechows Lagerbericht. Die olfaktorische Detailtreue macht klar: Die Hölle sind nicht die anderen, sondern die Ausdünstungen der anderen.

Die Katorga gehörte nach dem Oktoberumsturz zu den ersten Propagandaobjekten der Bolschewiki. Im Moskauer Revolutionsmuseum richtete man einen schwarzen Raum ein, in dem Folterwerkzeuge, Ketten, Schriftstücke und Bilder von Deportationen und Zwangsarbeit gezeigt wurden. Die Katorga wurde so zum Sinnbild der ungerechten Zarenherrschaft und diente zur direkten Legitimation der Revolution. Es entstand sogar ein «Katorga-Klub», in den ehemalige politische Häftlinge mit mindestens zehnjähriger Strafe aufgenommen wurden. Den Mitgliedern dieses Klubs wurde eine Rente ausgerichtet, ihnen standen eigene Sanatorien und Erholungsheime zur Verfügung, in Moskau benutzten sie eines der schönsten Palais als Vereinslokal. Besonders stolz war man auf die Mitgliedschaft von Vera Figner, die als Urbild der Terroristin aus sittlicher Empörung galt.

Diese Katorga-Folklore darf jedoch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass die Bolschewiki schon sehr bald selbst die zaristischen Strafmethoden übernahmen und sogar noch verschärften. Bereits im Juni 1918 ordnete Leo Trotzki die Bildung von Konzentrationslagern für Andersdenkende an. Als Vorbild dienten ihm dabei die politischen Sammellager, die von den Briten während des Burenkriegs 1901 eingerichtet worden waren. Zunächst betrieb Trotzki in seinen Lagern nichts anderes als simple Geiselnahme: Die Führung der neu geschaffenen Roten Armee war auf zaristische Offiziere angewiesen, die man durch die Inhaftierung ihrer Familien disziplinierte. Bald entdeckte man auch die billige Arbeitskraft der politischen Häftlinge: In den dreissiger Jahren entwickelte sich die Zwangsarbeit zu einem nicht zu unterschätzenden Faktor der sowjetischen Volkswirtschaft.

Traurige Berühmtheit erlangt haben die Klosterinseln Solowki im nördlichen Eismeer. 1923 trafen die ersten sowjetischen Häftlinge dort ein. Die meisten von ihnen starben in kürzester Zeit an Auszehrung oder Typhus; die schwere Zwangsarbeit wurde noch verschärft durch diabolische Foltermethoden, die das harte Klima der Nordmeerinseln ausnutzten: Im Sommer wurden Häftlinge in der Nacht nackt an einen Baum ge-

bunden und den Stechmücken ausgeliefert, im Winter sperrte man sie, nur mit der Unterwäsche bekleidet, in eine Holzbaracke. Trotzdem pries die Sowjetpropaganda die Inseln von Solowki als Musterbeispiel der «Heranbildung des neuen Menschen». Als Sprachrohr dieser an Zynismus kaum zu überbietenden Haltung stellte sich Maxim Gorki zur Verfügung, der 1929 in offizieller Mission Solowki besuchte. Sein Erlebnisbericht präsentiert das Konzentrationslager als Pfadfinderidyll: «Ein schöner, angenehmer Tag. Die nördliche Sonne bescheint freundlich die Baracken, die mit Sand bestreuten Zugangswege, eine Reihe dunkelgrüner Tannen, Blumenbeete, die von Rasen umwachsen sind. Die Baracken sind neu, hölzern, sehr geräumig: Die grossen Fenster geben viel Licht und Luft.»

Fünf Jahre später besuchte Gorki mit einer Gruppe führender Autoren, darunter Michail Soschtschenko und Boris Pilnjak, die Baustelle des Weissmeerkanaals. Dieses stalinistische Grossprojekt, das wegen zu geringer Wassertiefe und Dauerfrosts letztlich unbrauchbar war, wurde von Strafgefangenen ohne Baumaschinen unter enormem Zeitdruck realisiert. Man schätzt, dass etwa 100 000 Häftlinge während der entbehrungsreichen Arbeiten starben. Die Aufgabe der Schriftsteller bestand darin, die erfolgreiche «Umerziehung» von «Schädlingen» zu «vollwertigen Mitgliedern der Sowjetgesellschaft» in einem Sammelband zu dokumentieren. Der alternde Gorki verfasste ein hymnisches Vorwort, in dem er sich vom Enthusiasmus der Sträflinge beeindruckt zeigte und die pädagogische Wirksamkeit der Zwangsarbeit lobte. Das luxuriös ausgestattete Buch wurde allerdings bereits nach zwei Jahren wieder aus den Bibliotheken entfernt, weil einer der Haupthelden, der Geheimdienstchef Jagoda, mittlerweile in Ungnade gefallen war.

Gorkis willfährige Verbrämung der Straflager darf nicht als Ausdruck von Opportunismus missverstanden werden. Wie weit die politische Naivität in den dreissiger Jahren verbreitet war, zeigt deutlich das Beispiel von Ewgenia Ginzburg (1905–1977). In den dreissiger Jahren gehörte sie mit ihrem Mann zur Nomenklatura der bolschewistischen Partei. Erst die eigene Verhaftung im Jahr 1937 öffnete ihr die Augen für den allgegenwärtigen Terror, den sie zuvor als zwar harten, aber gerechten Kampf gegen Volksfeinde wahrgenommen hatte. Unter der phantastischen Anklage einer trotzkistischen konterrevolutionären Verschwörung verurteilte man sie zu zehn Jahren Lagerhaft. Im Untersuchungsgefängnis traf Ginzburg auf eine einfache Bäuerin, die sich mit fol-

genden Worten vor dem Vorwurf des Trotzismus wehrte: «Man sagt, ich sei eine Traktistin, dabei habe ich doch gar nichts mit dem Traktor zu tun.»

Ginzburg wurde in den äussersten Nordosten Sibiriens verschickt, nach Kolyma. Dort überlebte sie nur dank einem Arzt, der sie zur Krankenschwester ausbildete. Auf Kolyma wurden die politischen Häftlinge durch gewöhnliche Verbrecher beaufsichtigt. Die Logik, die hinter dieser Lagerhierarchie stand, verwies auf die «soziale Nähe» der Diebe und Mörder zum Proletariat; die politischen Häftlinge hingegen galten als «Schädlinge». Ginzburg hat ihre Lagererlebnisse in zwei umfangreichen Büchern festgehalten; der erste Teil ist unter den Titeln «Gratwanderung» und «Marschroute eines Lebens» auch ins Deutsche übersetzt worden. Die Überzeugungskraft dieses Rechenschaftsberichts beruht vor allem auf der kritischen Selbsteinschätzung der Autorin, die ihren blinden Glauben an den Kommunismus in einem schmerzhaften Erkenntnisprozess revidieren musste. Rückblickend gelingt es Ginzburg, die Perversion der stalinistischen Sprachregelungen in simplen Sätzen offenzulegen. Bei der Schilderung eines abgelegenen Barackenlagers vermerkt sie lapidar: «Hier gab es keine Verbrecher. Es gab nur normale, gute Menschen: Spione, Diversanten, Terroristen.»

PRAKTISCHER MARXISMUS

Besonders hart war für Ginzburg die Trennung von ihren drei kleinen Kindern, die von Verwandten erzogen werden mussten. Später hat Ginzburgs Sohn Wasili Aksjonow (geb. 1932), einer der wichtigsten russischen Autoren seiner Generation, das Lagerthema in seiner breit angelegten Trilogie «Moskauer Saga» (1993) wieder aufgegriffen. Aksjonow zeichnet hier die tragischen Lebenswege der Angehörigen einer Moskauer Intellektuellen-Familie nach. Dabei verbinden sich politische Geschichte und individuelles Schicksal zu einem überzeugenden Porträt des 20. Jahrhunderts in Russland. Besonders interessant ist Aksjonows Kunstgriff, seine Protagonisten mit historischen Personen wie Mandelstam, Bulgakow oder Stalin zusammentreffen zu lassen. Der Romantext wird so zu einer literarischen Bearbeitung der Zeitgeschichte; das Straflager markiert bei Aksjonow den tragischen Kulminationspunkt des «praktischen Marxismus».

In den sechziger Jahren kursierten im russischen Samisdat drei dicke maschinengeschriebene Bände mit dem unpräzisen Titel «Erzählungen aus Kolyma», die hinsichtlich der Brutalität

des Beschriebenen alles Bekannte in den Schatten stellten. Der Autor, Varlam Schalamow (1907–1982), kannte das stalinistische Strafsystem in allen Einzelheiten: Als er 1937 für siebzehn Jahre nach Kolyma verschickt wurde, hatte er bereits eine fünfjährige Lagerhaft in Solowki hinter sich. Schalamow bietet keinen zusammenhängenden autobiographischen Bericht, sondern schildert einzelne Episoden, die sich am «Kältepol der Grausamkeit» ereignen. Stilistisch bewegt sich Schalamow in der Nähe von Tschechow: Der Erzähler enthält sich jeder moralischen Wertung und lässt das Beschriebene direkt auf den Leser wirken. Dieser Kunstgriff zeigt sich deutlich in einem gedrängten Text, in dem ein Häftling nach einem qualvollen Arbeitstag vor ein Hinrichtungskommando geführt wird. Die Erzählung schliesst mit dem Satz: «Nachdem er begriffen hatte, was los war, tat es Dugajew leid, dass er noch gearbeitet hatte, dass er sich diesen letzten heutigen Tag noch abgemüht hatte.» Hier liegt der Kern von Schalamows literarischer Deutung der Straflager: Der körperliche Tod stellt für einen Häftling, dem man bereits die Seele verstümmelt hat, nur die letzte und per se kaum noch tragische Konsequenz einer systematischen Entwürdigung dar.

Kein anderes Werk aus der sowjetischen Lagerliteratur entfaltete eine solch explosive Wirkung wie Solschenizyns monumentale Anklageschrift «Der Archipel Gulag». Als der erste Band dieses Werks im Dezember 1973 in Paris erschien, reagierte die Moskauer Führung mit der unmittelbaren Verhaftung und Ausweisung des Autors. In Westeuropa erzielte der «Archipel Gulag» einen unerhörten Erfolg, der durch den Literaturnobelpreis des Jahres 1974 auch institutionell beglaubigt wurde. Solschenizyn verbindet in seinem Buch historische Forschung, Augenzeugenberichte und psychologische Introspektion zu einem komplexen Text, dem er selbst die Genrebezeichnung «Versuch einer künstlerischen Untersuchung» gegeben hat. Im «Archipel Gulag» fehlt explizit eine Darstellung der Lager auf Kolyma.

Ursprünglich hatte Solschenizyn Schalamow gebeten, Mitautor des «Archipels Gulag» zu werden. Schalamow lehnte jedoch aus gesundheitlichen Gründen ab. Solschenizyn verweist auf Schalamows eminente Bedeutung für die schriftstellerische Aufarbeitung der Gulag-Problematik: «Schalamows Lagererfahrung war länger und härter als meine eigene, und ich anerkenne voller Respekt, dass es ihm und nicht mir gegeben war, die Tiefen der Bestialität und Verzweiflung zu erkunden, in die uns das Lagerleben herabgezogen hatte.» Auch ohne die Beschreibung von Kolyma

bietet Solschenizyns «Archipel Gulag» die umfangreichste Darstellung der sowjetischen Arbeitslager. Deshalb hat dieses Werk heute den Rang einer Enzyklopädie, die als Ausgangspunkt für alle historischen Untersuchungen über den Gulag dient.

Für die europäische Linke war der Gulag ein äusserst delikates Thema. Seit den späten zwanziger Jahren drangen immer wieder Berichte über die stalinistischen Straflager nach Westeuropa – allerdings schenkten viele Intellektuelle diesen Informationen keinen Glauben oder rechtfertigten den Terror mit dem Hinweis auf höhere historische Notwendigkeiten. Gleichzeitig ging auch die Sowjetpropaganda sehr geschickt vor. Bei offiziellen Besuchen führte man westlichen Schriftstellern eine Art sozialistisches Disneyland vor und bestätigte auf diese Weise alle Wunschvorstellungen, die auf die Sowjetunion projiziert wurden. Ausserdem beehrte man die sympathisierenden Autoren mit grosszügig dotierten russischen Übersetzungen: Bevor Lion Feuchtwanger 1936 in die UdSSR kam, wurden neun seiner Romane in 260 000 Exemplaren veröffentlicht, Romain Rollands Schriften erzielten eine Gesamtauflage von 1,7 Millionen, Upton Sinclairs Werk wurde in 3 Millionen Exemplaren verbreitet, Heinrich Manns Bücher kursierten in einer Auflage von 2 Millionen.

Dabei ging es nicht darum, die westlichen Autoren mit Geld zu «kaufen». Man packte sie bei ihrer Eitelkeit. So schrieb etwa Heinrich Mann 1943 gerührt: «Die Sowjetunion liebe ich voll gegenwärtig. Sie ist mir nahe – und ich ihr. Sie liest mich massenhaft, gibt mir zu leben, und ich sehe ihr zu, als wäre sie schon die Nachwelt, die mich kennt.» Die selbstverliebte Pose Heinrich Manns stellt allerdings im Verhältnis der westlichen Intellektuellen zum Sowjetsystem eher die Ausnahme dar. Öfter steuerten sie – wie etwa Jean-Paul Sartre – einen prekären Zickzackkurs zwischen Sympathie und Kritik. In Frankreich

hatte die Kontroverse um den aufwühlenden Bericht des sowjetischen Überläufers Krawtschenko 1949 ihren Höhepunkt erreicht. Sartre reagierte – zusammen mit Merleau-Ponty – mit einem vorsichtig lavierenden Artikel, in dem er zwar die Ungerechtigkeiten des stalinistischen Strafsystems anprangerte, gleichzeitig aber die Kolonien als «Straflager» der kapitalistischen Länder bezeichnete. 1952 vergass Sartre alle Reserven gegenüber der Sowjetunion und sicherte ihr seine volle moralische Unterstützung zu.

Der Flirt mit Moskau erlitt jedoch bald einen empfindlichen Rückschlag: Der sowjetische Einmarsch in Budapest 1956 wurde auch von Sartre als «verbrecherische Aggression» gewertet. Trotzdem wollte Sartre seine Sympathie für die Sowjetunion nicht aufgeben. Noch 1964 lehnte er den Nobelpreis ab mit der Begründung, er könne keine Auszeichnung akzeptieren, die nur russischen Dissidenten angeboten werde. Erst 1968, nach der blutigen Niederschlagung des Prager Frühlings, vollzog Sartre den endgültigen Bruch mit dem Kreml. Sartres zwiespältige Haltung zum Kommunismus ist symptomatisch für die westliche Intelligenz: Man wollte um jeden Preis an die schönen Ideale von sozialer Gerechtigkeit glauben, die auch von der offiziellen Sowjet-Rhetorik immer neu formuliert wurden. Ohne über verlässliche Informationen zu verfügen, spielte man den Gulag herunter und faselte etwas von Hobeln und Spänen. Eines der grössten Verdienste der Lagerliteratur besteht deshalb darin, die Unerlässlichkeit individueller Freiheitsrechte in sozialistischen Gesellschaftssystemen nachgewiesen zu haben. Ihre gültige Formulierung erhielt diese Einsicht von Sartre, der ja gewiss nicht des Kommunismenhasses verdächtigt werden kann: «Es gibt keinen Sozialismus, wenn jeder zwanzigste Bürger im Lager sitzt.»